

Leseprobe aus:

Georg Klein

Roman unserer Kindheit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Sonntag

Es blutet und blutet. Und weil diese Kinder – da mitten in meinem Sommer! – noch allesamt mit starken Augen geschlagen sind, so lange, bis ihnen die aufstrebenden Götter, bis ihnen der kleine Schrecken des Sex und das Schwarzweiß des Fernsehens den Blick lindern werden, sieht der Ältere Bruder das Blut von der Ferse auf den Asphalt tropfen, als liefe ihm eine Wabe seiner Seele aus. Noch tut es nicht weh. Unter der Saugglocke des Schocks spürt er nicht einmal, wie heiß der Granit des Bordsteins an seinen Ellenbogen bereits ist. Weicher als Bärenreck, weicher als die Lakritze, die er allen anderen Süßigkeiten vorzieht, wird der Teer der Fugen in den nächsten Stunden werden. Am Glanz kann man ihm dieses Erweichen schon ansehen. Bald lässt er sich ganz leicht aus seiner Rille heben und schwärzt die Hornhaut der Sohlen auf eine besonders nachhaltige Weise, wenn man barfuß in ihn tritt. Zwischen zwei Lidschlägen stellt sich der Ältere Bruder beides vor, das Herauspulen wie die klebrigen Flecken, kippt dann auf den Rücken, staunt ohne Eile über das Knallblau des Himmels, bis er den Oberkörper wieder aufrichtet, um sich die blutige Angelegenheit erneut genau anzuschauen, als ein Ganzes und in allen Einzelheiten: seinen rechten Fuß, der noch immer nicht schmerzt, obwohl ihn die rostigen Drähte so gründlich aufgefleischt haben.

Den Anhub des Missgeschicks hatte er in einem merkwürdigen Zusammenkrampfen im Bauch gespürt, tief unten, wo

es sonst eigentlich nie etwas zu spüren gibt. Aber es blieb ihm keine Zeit, sich darüber zu wundern, denn er rannte schon neben dem anrollenden Wolfskopf her, eine Hand an der brüchigen Sattelkante, stieß nur noch einmal die Luft aus, bevor er auf den Gepäckträger des alten Damenfahrrads sprang, um mit Wolfskopf den drei anderen hinterherzujagen. Das erste Stück den Kreuztöterweg hinunter ist sein Ritt auf dem wackeligen Geiger von Wolfskopfs Mutter, die Finger unter den stramm gespannten Lederhosenträgern des Freundes, dann halb prickelig, halb mulmig in der Schwebelage geblieben. Erst hinter dem Schaufenster von Tabak-Geistmann, genau dort, wo Lebensmittel-Vetterle und die Sparkasse aneinanderstoßen, gerade als der Wolfskopf den Hintern vom Sattel hob, um mit seinem ganzen Gewicht in die Pedale zu steigen, zog es unserem großen Bruder die rechte Ferse hinein in die sausenden Speichen.

Auch für den Wolfskopf kam ihr Sturz in Wahrheit nicht überraschend. Gleich sechs frische Bieruntersetzer hatte der schon früh am Morgen hinter die rostroten Stahldrähte des Hinter- und des Vorderrades geklemmt, weil er ein Unheil, irgendein Mordspech herannahen spürte. Alle sechs Pappdeckel waren, wie man den Gegenzauber machen muss, dreimal bespuckt worden, und jedes Mal hatte Wolfskopf den Speichel sorgfältig zu einem Kreuz mit vier gleich langen Balken verschmiert. Nun hat es doch nicht geholfen. Am Abend wird sich sein Vater, der unten am Rosenhang im Gaswerk arbeitet, das lädierte Hinterrad kopfschüttelnd anschauen und seinem Wolfgang noch eine zweite, nicht mehr allzu kräftige Ohrfeige geben, wird dann die zwei sauber gebliebenen und die eine blutig braune Scheibe aus den verbogenen Speichen rupfen und sich zusammen mit seinem

durch die doppelte Bestrafung hinreichend entschuldeten Sohn sogleich an die Reparatur des Vehikels machen.

Jetzt im Mittagslicht tragen der Wolfskopf, der Schniefer, der Ami-Michi und die Schicke Sybille den Älteren Bruder schräg über die Einkaufsstraße der Neuen Siedlung. Der starke Wolfskopf hat die Hände unter die Kniekehlen des Verletzten geschoben. Der ist für sein Alter nicht gerade groß und ein rechtes Leichtgewicht. Dennoch kämen seine Freunde nie auf die Idee, ihn für zu klein oder für zu dünn zu halten. Nun, da das Blut aus ihm heraustropft und etwas Anderes, etwas Unsichtbares und Dichteres in ihn hineinströmt, tragen sie so schwer an ihm, dass sie keuchen. Aber weil auch das momentane Missgeschick, wie all das kommende Unglück meines Sommers, mit dem Gold des Günstigen verunreinigt ist, haben sie es nicht weit. Schon ruckt ihnen das weiße Emaille des Praxisschildes mit jedem Schritt ein mutmachendes Stückchen entgegen.

Morgen, am zweiten Tag der großen Ferien, wird der Schniefer keck auftrumpfend behaupten, der Ältere Bruder habe absichtlich erst vor der Sparkasse den Fuß in die Fahrradspiechen gefädelt, weil am nächsten Eck der einzige Arzt der Siedlung, der alte Doktor Junghanns, seine Praxis betreibe. Zu diesem Scherz wird er sein extradoofes Grinsen aufsetzen und ausnahmsweise komplett hochschniefen, was ihm sonst als ein mehr oder minder erstarrter, perlmuttartig glänzender Tropfen unter dem linken Nasenloch zu hängen pflegt. So lustig darf es dann schon wieder, nach einer einzigen Nacht im Räderwerk der Traumühle, zwischen den Freunden zugehen. Noch aber klemmt der Arm des Schniefers unter der linken Achsel des Blutenden. Noch fällt weder ihm noch dem Ami-Michi, der auf der anderen Seite zuge-

packt hat, ein ulkiger Spruch ein, noch kreist den Spielgefährten unseres großen Bruders das blecherne Scheppern im Ohr und dazu ein Schleifgeräusch, dessen ungute Obertöne, dessen sekundenkurz aufschrillende Bosheit nun als Erstes vergessen werden muss.

Während er sich zum dritten Mal an diesem Sprechstundenvormittag die Hände wäscht, beobachtet Ernst Junghanns, Arzt für Allgemeinmedizin, durch das Fenster des vorderen Behandlungszimmers drei Buben und ein Mädchen, die einen etwa Zehnjährigen Richtung Praxistür schleppen. Wie der Springteufel aus der Schachtel schnellt ihm ein anderer Sommertag vor dieses Bild. In einem ähnlich gleißenden, in einem vergleichbar mit seiner Reinheit protzenden Sonnenlicht wurde an einem Pariser Augustsonntag ein übel Verletzter quer über den Hof der weit offen stehenden Tür des Militärarztes Junghanns entgegengetragen. Zuvor hatte es von der Straße her mehr gepufft denn gekracht. Die französische Bombe, ein mickriges, dilettantisch zusammengebasteltes Ding, war von einem Motorrad aus auf die Wache am Portal geschleudert worden. Der Verwundete stand unter Schock, brachte keinen Ton heraus, zuckte nur spastisch mit den Gliedern. Einer seiner Kameraden stützte ihm den Kopf, ungefähr so, wie da draußen das Mädchen die Hände unter den Nacken des Knaben geschoben hat, der bloß am linken Fuß eine Sandale trägt.

Das Übereinander der Szenen, ihre historische Transparenz, nimmt den alten Arzt in den Würgegriff der Wehmut. Dieser Krieg, sein zweiter und vermutlich letzter, jene dreieinhalb Jahre in der Hauptstadt der Hauptstädte waren das edelsüße, das marzipangefüllte Stück seines Lebenskuchens. Für einen Moment kapiert Junghanns, dass es an

der Zeit wäre, mit dem Praktizieren Schluss zu machen. Aber schon hat er den Gedanken samt der Rührseligkeit, die ihn unterfüttert, abgeschüttelt, versucht stattdessen sich zu entsinnen, wie der eine oder der andere dieser Buben oder zumindest das Mädchen, das nun die Haustür aufzieht, heißt. Bestimmt kennt er sie alle. Er ist der Onkel Doktor der Neuen Siedlung, er hat sie in Oberarm und Gesäßmuskel gepikst, ihre munter rasselnden Bronchien belauscht, ihre Wunden genäht, verbunden oder verpflastert. Doch selbst, als sie dann mit geröteten Gesichtern vor ihm stehen, während er sie ausgiebig für ihr entschlossenes Handeln lobt, sie gute Kameraden nennt und ihnen seine Worte das unübersehbar schlechte Gewissen, die Angst vor dem kommenden Ärger mit den Eltern mindern, fällt ihm kein einziger Name ein. Den mit der glasigen Rotzglocke kennt er am besten, mehrfach hat er ihn bei früheren Begegnungen aufgefordert, sich die Nase zu putzen. Und jedes Mal verblüffte ihn der kleine Schmutzfink damit, dass er bereitwillig ein lupenrein sauberes, hellblaues Taschentuch zückte. An das Blau des Stoffes kann Junghanns sich erinnern, aber den Namen des Bengels zieht ihm die Farbe nun nicht herbei. Nur, wie der hieß, dem er damals unter beschwörendem Gemurmeln mit der Pinzette einen französischen Blechsplinter nach dem anderen aus dem Fleisch zupfte, das hätte er sich heute, nach gut zwei Jahrzehnten, vor jedem Gericht, notfalls auch unter Eid, auszusagen getraut.

Am späten Nachmittag liegt der Ältere Bruder im Schlafzimmer der Eltern. Die Vorhänge sind zugezogen, die Tür zur Wohnküche ist angelehnt. Drüben strengen sich die Mutter und die Brüder an, ihn nicht zu stören. Sogar das Radio muss

flüstern. Die Witzigen Zwillinge dürfen, obwohl sie erneut darum betteln, nicht zu ihm herein. Unser großer Bruder soll ein wenig schlafen, zumindest dösen, solange die zweite Spritze, die er im Krankenhaus bekommen hat, noch wirkt. Aber der Frieden, den das Schmerzmittel gestiftet hat, ist erneut nicht von langer Dauer gewesen. Die selige Taubheit im Fuß und das schummrige Blödsein im Kopf haben kaum über die Heimfahrt mit dem Taxi hinaus angehalten. Längst tobt in seinem Fuß ein Gemetzel. Bei Sybille, deren Eltern sich anstelle des geplanten Campingurlaubs am Anfang dieses Sommers doch den ersten Fernseher geleistet haben, hat der Ältere Bruder gesehen, wie es aussieht, wenn in Südamerika, im Delta des Amazonas, riesige, weiß-schwarz getigerte Wespen das Nest zu erobern versuchen, das sich pelzige, graue Bienchen in einem hohlen Baum gebaut haben. Er, die beiden Böhm-Mädchen und seine kleinen Brüder staunten, mit welchem Heldenmut die unscheinbaren Immen ihr Heim zu verteidigen wussten. Köpfchen an Köpfchen warfen sie sich den furchterregend großen Artverwandten entgegen. So eine Schlacht findet jetzt in seiner Ferse statt, mit Krabbeln und Zappeln und Massakrieren, mit ausgefahrenem Giftstachel und tausendundeinem gemeinen Biss in jenen dünnen Stiel, der bei den Angreiferinnen wie bei den Angegriffenen die Brust mit dem Hinterleib verbindet.

«Dein Fuß, das ist nichts mehr für mich, für meine matten Augen und meine zittrigen Finger», hatte Doktor Junghanns ihm ins Ohr geflüstert, als sollte dies ein Geheimnis zwischen ihnen beiden bleiben, als dürften der Wolfskopf, der Ami-Michi, der Schniefer und die Schicke Sybille, als dürfte keiner seiner Freunde dieses Eingeständnis mitanhören. «Dein Fuß ist mir ein bisschen zu diffizil. Ich gebe dir bloß etwas gegen

die Schmerzen und den Wundstarrkrampf. Der Herr Professor Felsenbrecher im Josephinium, unten in Oberhausen, der ist ein Könnner auf diesem Gebiet und ein begnadeter Scherzkeks dazu. Glaub mir, der wird seine helle Freude an deiner Ferse haben!»

Also wurde per Telefon ein Krankenwagen herbestellt, Junghanns versorgte noch den Wolfskopf, der sich bei ihrem Sturz die Knie aufgeschlagen hatte, und bevor der Ältere Bruder sich sicher war, ob es ihm lieber wäre, wenn die Sanitäter nun möglichst bald oder möglichst spät kommen würden, sah der Ami-Michi, der am Fenster Position bezogen hatte, schon den cremefarbenen Rotkreuz-Kombi, exakt so einen, wie ihn der Schniefer in seiner Sammlung aus streichholzschachtelkurzen, eisenschweren Modellen hat, vor den Praxiseingang rollen. Eine große Schwester oder ein großer Bruder dürfe mit nach Oberhausen hinunter, sagte der Krankenwagenfahrer, und da hielt der Wolfskopf die Schicke Sybille, die sich vorgedrängelt und sich, ohne mit der Wimper zu zucken, sogleich als ältere Schwester ausgegeben hatte, am Rockbund fest und kletterte als ebenso falscher Bruder durch die weit aufstehenden Flügel der Hecktür, weil er ja in die Pedale getreten hatte und daher der erste aller Mitschuldigen war.

Im Josephinium hieß es, der Herr Professor Felsenbrecher operiere noch. Also begutachteten erst einmal zwei andere Weißkittel den lädierten Fuß, ganz junge Männer mit fast gleichen Brillen, die beide auch schon fertigstudierte Ärzte waren, es aber nicht für nötig hielten, dies dem Älteren Bruder auf die Nase zu binden. Es folgte eine kleine Prozession von Schwestern, die nacheinander ihre gestärkten weißen Hauben über seinem Fuß schüttelten, ihn alle zunächst «Du

armer Bub» nannten, sich dann erkundigten, wie er heiÙe, damit sie ihn mit seinem Vornamen, zu dem sie ihn ausnahmslos beglückwünschten, weiterfragen konnten, wie das denn bloÙ passiert sei.

Das ganze Warteborium zog sich so lang hin, dass der Ältere Bruder irgendwann aufs Klo musste. Eine von den Ordensschwwestern, eine sehr kleine, stramm dicke, hievte ihn, als er sich endlich durchgerungen hatte, damit herauszurücken, in einen uralten schwarzen Rollstuhl und schob das Gefährt, dessen hohe Räder geigenartig quietschten, den Gang hinunter. Auf dem Weg hat sie unserem großen Bruder dann mitten in diese Katzenmusik hinein verraten, wie sie selber heiÙt. Es ist ein Name wie aus einem Buch. Im Kopf hat er ihn gleich ein paarmal hintereinander aufgesagt, um sich nicht zu blamieren, falls seine Nennung auf dem Krankenhaus-Klo oder später noch einmal nötig sein sollte. Nun wird er das ganze Dreieck, das Quietschen des Rollstuhls, die reiÙnagelspitzen Schmerzen im Fuß und die fünf katholischen Silben, solange er denken kann, nicht mehr vergessen können. Im übernächsten Sommer, nach dem zweiten Jahr Gymnasium, wird sich unter den vielen lateinischen Vokabeln, die ihm dann bereits hinter die Stirn geknüpft sind, auch diejenige finden, die es braucht, um den Namen der dicken kleinen Schwester an eine Bedeutung zu fesseln. Auf dem Klo des Josephiniums war das katholische Wort indes noch glücklich unübersetzt und machte mit seiner Rätselhaftigkeit, mit seinem haltlosen Schweben über dem Netzwerk der deutschen Wörter ein bisschen weniger peinlich, dass ihn die Schwester während der ganzen, wegen seines Fußes arg umständlichen Pinkelprozedur nicht aus den Augen ließ.

Dann kam der Herr Professor zum Zug. Groß und massig und achtunggebietend rauschte er herein und erwies sich, Doktor Junghanns hatte nicht übertrieben, sogleich als ein wahrer Witzbold. Während seine fleischige Nase die blutverkrustete Ferse, den geschwollenen Knöchel und den garstig aufgerissenen Spann so dicht umkreiste, als ginge es darum, ihnen den Grad ihrer Versehrtheit abzuschnüffeln, meinte er zu den jungen Ärzten, da habe wohl einer versucht, mit einer Stacheldrahtkugel Fußball zu spielen. Brav lachten die Bebrillten über den Scherz ihres Chefs. Seinen Patienten fragte er, ob er die Geschichte kenne, in der die Mäuse-Elf bei strömendem Regen zu einem Match gegen eine Auswahl der Elefanten antrete. Und obwohl unser großer Bruder nickte, obwohl er noch dazu in unwillkürlicher Abwehr die Hand bis vors Gesicht hob, wurde das ungleiche Fußballspiel sogleich angepiffen, der klitschnasse Ball flog in den Strafraum der Mäuse, der Mittelstürmer der Dickhäuter stampfte den beherzt heraushechtenden Hüter des Mäusetors vollständig ins aufgeweichte Erdreich, zog ihn aber sofort wieder mit dem Rüssel hervor, um sich bei dem wundersam heil Gebliebenen zu entschuldigen, damit dieser, die schlammtriefende Mütze gerade rückend, sagen konnte, alles sei halb so schlimm, ihm hätte, bei diesen außerordentlich schwierigen Platzverhältnissen, das Gleiche genauso gut passieren können.

Witz auf Witz feuerte Professor Felsenbrecher auf den Älteren Bruder ab, Elefanten-und-Mäuse-Witze, Cowboy-und-Indianer-Witze, Neger-im-Urwald-Witze, Irre-im-Irrenhaus-Witze, Lehrer-und-Pfarrer-Witze. Und als irgendwann der erste Witz-mit-dem-lieben-Gott in einer provokanten Pointe zündete, bekam die kleine dicke Schwester einen tütenspitzen Mund und Grübchen in den Backen, weil sie

mit Macht gegen ein Loskichern ankämpfte, das sich nicht mit der Bedeutung ihres Namens vertragen hätte. Unserem großen Bruder war bereits beim zweiten Witz das Wasser in die Augen geschossen, und weil er auf keinen Fall wirklich losweinen wollte, stellte er sich vor, er weine bereits. Mit aller Kraft presste er die Lider zusammen und hielt die Tränen zurück, indem er sich selbst als einen Anderen hemmungslos heulen sah. Diesem anderen Älteren Bruder kullerte es in einem fort über die Backen. Die Tränen umkurvten seine Nase, sickerten zwischen seine Lippen und tropften ihm vom Kinn. Ein Glück, dass dieser andere so ausgiebig weinen konnte. Denn was der witzelnde Professor da unten mit dem verunglückten Fuß anstellte, tat so arg weh, tat weh, wie nie zuvor gespürt, und hörte nicht auf, unerhört schrill wehzutun, so weh, dass er und der tränenüberströmte Andere lieber kein einziges Mal dorthin blickten, wo ein kleiner Teil ihres Inneren, ein Kostprobchen nur, in Fetzen nach außen gerissen worden war.

Der Wolfskopf aber, den der Professor vor die Tür zu schicken vergessen hatte, hat alles, das ganze blutige Geschäft, bis in den kleinsten Handgriff für immer und ewig gesehen. Als die Mutter kam und ihn an der Wand, in der Lücke zwischen zwei weißen Blechschränken, entdeckte, erwiderte er ihren Gruß nicht, machte nicht den geringsten Mucks, als wollte er weiterhin unbemerkt bleiben. Der Mutter flößte diese Stummheit Angst ein. Und deshalb hat sie am Abend dem Vater genau beschrieben, wie starr, wie schocksteif dem Nachbarsjungen die dicken, aschblonden Haare, die er so lange wie keiner seiner Freunde vor dem Friseur zu retten versteht, vom Kopf weggestanden seien. Gleich einem in eine Ecke getriebenen Tier, still und panisch zugleich, sei der

Wolfgang an der hellgrün glänzenden Wand gestanden, und zum ersten Mal habe er seinen Spitznamen für sie zu Recht getragen.

Nun im Bett der Eltern, den verschwitzten Schopf im Kopfkissen der Mutter, versucht der Ältere Bruder sich an möglichst viele der Felsenbrecher'schen Witze zu erinnern. Seine kleinen Brüder, die Zwillinge, sind nämlich wie der Professor große Witzeliebhaber. Sie sammeln sie in ihrem gemeinsamen Gedächtnis, und sie behaupten, unendlich viele hintereinander erzählen zu können. Gelegentlich versucht ein Erwachsener, die beiden der Prahlerei zu überführen, doch bis jetzt hat noch jeder den Kürzeren gezogen und musste das Witzehören ermattet aufgeben, bevor die Zwillinge mit ihrem Vermögen an ein Ende gelangt wären. Gewiss würden sich die beiden über eine Handvoll neuer Witze freuen und sie bei nächster Gelegenheit auf ihre besondere Art zum Vortrag bringen. Aber obwohl er sich sein ganzes Josephinium genau gemerkt hat, vom schwimmbeckenblauen Ölfarbenanstrich der Notaufnahme bis zum Geruch der Lederliege, auf der das Fleisch seines Fußes gereinigt und wieder richtig zusammengenäht worden ist, wollen unserem großen Bruder die Eröffnungen der meisten Witze, in denen ja die ganze folgende Lustigkeit schon wie in einem Keim enthalten ist, partout nicht mehr in den Sinn kommen.

Im Fuß tobt die südamerikanische Schlacht. Und weil er endlich sicher herauszuspüren glaubt, dass die wollig runden Bienchen die Brutkammern ihres Zuhauses samt der süßen Fülle ihrer Vorräte erfolgreich gegen die kalte Gier der getigerten Hornissen verteidigen werden, weil er erleichtert ahnt, dass ihre furchtbaren Verluste zuletzt mit dem erlösenden Allglanz des Sieges abgeglichen werden können, wird der

Ältere Bruder nun trotz der Schmerzen schläfrig. Die Augen gehen ihm zu, sofort hört er besser, und schließlich sieht er ganz klar, wie sich das Gesäusel des Küchenradios vor dem Türschlitz schlankmacht und sich als ein honiggelbes Band zu ihm hereinschlingelt. Dem Klang entgegenschlүpfend, hat er im Nu auch das Gerät selbst vor Augen. Heute, am Tag des Unfalls, ist sein Furnier frisch mit Möbelpflege eingerieben worden. Unser großer Bruder erkennt den Geruch: Es ist die dunkle, die zuckerrübensirupfarbene Politur, die die Mutter außer für ihr kleines Frisiertischchen im Schlafzimmer nur für das Radio nimmt. Gegen dessen Lautsprecherbespannung, gegen den schwarzen, mit goldenen Fäden durchwirkten Stoff, presst sich nun von innen, aus der Tiefe des Apparats, das Gesicht von Professor Felsenbrecher. Denn wenn er Feierabend hat, das leuchtet dem Älteren Bruder sogleich ein, erzählt der Herr Professor seine Witze im Rundfunk. Ungeheuer lustig sieht es aus, wie Felsenbrechers Nase ein Zelt macht, wie dessen Spitze weit über die perlmuttfarbenen Tasten für Ultrakurz-, Kurz-, Mittel- und Langwelle hinausragt, wie der Trichter, den die Lippen aus der Lautsprecherbespannung herausstүlpfen, beständig Tiefe und Form verändert. Es ist ein Neger-im-Urwald-Witz, den der Professor gerade zum Besten gibt: Kannibalen haben den alten Doktor Junghanns aus seinem Urwaldhospital entführt und kochen ihn in einem großen eisernen Topf über offenem Feuer. «An mir ist leider nicht mehr viel dran!», gibt der Arzt zu bedenken und hebt entschuldigend die großen, schaurig knochigen Hände. «Zerbrich dir darüber nicht den Kopf, mein Lieber!», tröstet ihn der Kannibalenkoch und taucht einen riesigen Löffel ins dampfende Wasser. «Als Fleischelage, als alter Suppenhahn bist du uns fett genug!»

Und ich? Mir reicht die Stärke meines Süppchens gleichfalls aus! Wohltemperiert schwappt es um mich herum. Ich plus-tere meine Winzigkeit, denke mir schöne volle Lippen, stülpe sie wie ein Fisch ins warme Nass und imitiere auf meine altkluge Manier nacheinander das Lachen der Freunde unseres großen Bruders, zuletzt das Glucksen, das aus dem Körper der Schicken Sybille tönt, wenn sie den Schlussknall eines Witzes nahen fühlt. Sybille gluckst im Voraus, weil sie tief in der Kehle spürt, dass es erzkomisch werden wird. Sie spürt es, schon bevor die Zwillinge sich noch einmal im Weitererzählen abwechseln, um alles mit einem letzten, langgezogenen Bogen und dann mit einem allerletzten, scharf geschlagenen Haken auf den Punkt zu bringen. Sybille gluckst so gut. Sybille hat einen schönen Klang am Leibe. Als der Wolfskopf sie heute Morgen zwischen den Heckklappen des Krankewagens festhielt, um sie am Einsteigen zu hindern, bekam er nicht nur ihren Rockbund, sondern auch den Gummi ihres Schlüpfersaums zu fassen. Kurz haben Wolfskopf, der Ami-Michi und der Schniefer nicht nur das sonnengebräunte Hohlkreuz, sondern auch die blitzweißen Pobacken ihrer Freundin sehen dürfen.

Die Schicke Sybille ist gerade so dick, dass sich alles an ihr gleich angenehm, gleich gefällig rundet. Auf den Fotos, die ihre Mutter erst kürzlich, an ihrem elftem Geburtstag, im Hof zwischen dem erbsengrünen und dem kanariengelben Block von ihr geschossen hat, spannt sich ihr schönstes, das weiße, feingeblüimte Kleid über den Hüften und über dem nach vorn gedrückten Bäuchlein. Auf diesen Bildern, die noch in der Drogerie Schümer ihre Abholung erwarten, ist das Kleid zum letzten Mal in Weiß und Grau zu sehen. Im Herbst wird Annabett Böhm für alle siebenundzwanzig Filme, die ihr

noch zum Verknipsen bleiben, also für den Rest ihrer Ewigkeit, zum Farbfilm übergehen. Dann wird das Blassgeblümte ihrer Sybille bereits endgültig zu eng geworden sein. Obwohl es noch so gut wie neu ist, wird sich Sybilles kleine Schwester im kommenden Sommer weigern, auch nur zur Probe hineinzuschlüpfen. Ihr Sträuben wird sie damit begründen, dass der Stoff nach Sybille rieche. Die schöne und energische Annabett Böhm wird ihrer jüngeren Tochter erst freundlich zureden, dann mit ihr schimpfen und es schließlich mit dem kochend heiß gewaschenen und perfekt gebügelten Baumwollkleid ein weiteres Mal, erneut ohne Erfolg, probieren.

Ich sehe dieses Kleid, ich sehe sämtliche Blümchen in Farbe so gut wie in Schwarzweiß. Dergleichen bis in den kleinsten Fitzelkram, bis in die zarteste Schattierung oder ins feinste Farbenspiel hinein zu erkennen und wiederzuerkennen, fällt mir babyleicht. Ich weiß, dass die Schwester unserer Schicken Sybille im Recht sein wird. Ich weiß, wonach die aufgedruckten Blüten auch doppelt ausgelaugt noch riechen werden. Schon jetzt, in den Sonnen- und Regentagen meines Sommers, kann man es erschnuppern. Wer seine Nase in die Falten des geblümten Kleides drückt und sich dann wie ein Tier, wie Hund, Katz, Marder oder Bär, dem Schnüffeln überlässt, darf riechen, dass der Schicken Sybille unter dem festen Kleinmädchenspeck nichts Geringeres als ein Busen schwillt.